



ER IST GROSS, er kann Kompromisse schließen. » – «Er ist ein Diplomat. » – «Er achtet jeden Menschen in dem, was ihn bewegt.» Drei Zeugnisse dreier Holländer von dreierlei Konfession über «ihren» Kardinal. Alle drei gehören der Generation zwischen zwanzig und fünfunddreißig an, in welcher sonst «Kompromiß» und «Diplomatie» als negative Qualifikationen im Umlauf sind. Für den evangelischen Kaufmann und jungen Familienvater, für den «humanistischen» technischen Direktor, ja selbst für den katholischen Studenten einer «kritischen Gemeinde» ist der Kardinal der Mann, den es geben muß. Aber wie lange wird es ihn noch geben?

Alfrink '74

«In einem Jahr wird er zurücktreten, als er siebzig wurde, sah er dies schon vor.» – «Dieses Jahr haben wir noch den Kardinal, der uns beschützt, aber nächstes Jahr tritt er zurück.» – «Schreiben Sie ja nicht, er tritt zurück, sondern man befürchtet es. Seit seinem Siebzigsten hat sich hier vieles geändert. Die Ankündigung seines Rücktritts würde die Polarisierung sehr verschärfen.» Diese drei Äußerungen stammen von lauter Katholiken, die letzte von einer Prominenz der niederländischen Kirchenprovinz, die auch im Vatikan ein- und ausgeht: Marga Klompé, Mitglied der päpstlichen Kommission *Justitia et Pax*, früher Ministerin der niederländischen Regierung. Ihr Schlußbescheid: «Es ist alles offen und muß offen bleiben.»

Auch für den Kardinal selber ist es offen. Am 5. Juli 1900 geboren, ist Bernhard Alfrink so alt wie unser Jahrhundert. Nächstes Jahr werden beide fünfundsiebzig. Soll er deshalb abdanken? – «Ich nehme an, daß der Kardinal im Augenblick noch keine festen Pläne hat», sagt er zu einem Interviewer (er spricht über sich wie ein Sekretär über seinen Chef). Der Presseemann weist auf Besorgnisse in weiten Kreisen hin.

Alfrink antwortet, er höre zweierlei Glocken läuten: neben solchen, die besorgt seien, wenn er gehe, gebe es andere, die eine Veränderung wünschten; somit würden seine Gefühle «etwa im Gleichgewicht» gehalten. Und der Kardinal plädiert für Vertrauen, daß eine allfällige Entscheidung «ehrlich für das Wohlergehen der Kirche und ihrer Gläubigen» gefällt würde. «Kann das aber in den Niederlanden begriffen werden?» wendet der Interviewer ein. «Das hängt davon ab», sagt der Kardinal, «was geschieht, und vielleicht noch mehr von der Art und Weise, wie es geschieht.»

Das kurze Gespräch ist typisch: Diplomatie, aber mehr als das. Man möchte es Weisheit nennen. Und Weisheit ist vonnöten, wo vieles auseinander und gegeneinander strebt. Eine Weisheit, die, wie der Humor, Distanz von sich selbst hat. Und eine Weisheit, die, wie die Geduld, mit der Zeit rechnet. Vor allem aber eine Weisheit, die zusammenfügt und zusammenhält.

In einem Brief des Papstes, den Alfrink kürzlich zu seinem goldenen Priesterjubiläum erhielt, vernahmen die vielen Hundert mitfeiernden Priester mehr Mahnungen als Glückwünsche. Mit ihnen vermißte die Presse nicht nur den zu solchem Anlaß erwarteten freundlich-feierlichen Ton (vgl. Parallelbrief an Kardinal Wyszyński zum 3. August), sondern auch die Erwähnung wichtiger Leistungen (zum Beispiel Alfrinks Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden in der «Pax-Christi»-Bewegung). Aber über eine Lücke hätten sich alle freuen dürfen: der Brief enthält keinen Hinweis auf ein abzuschendes Ende der Tätigkeit als Erzbischof; viel eher ein Aufgebot zur Wahrnehmung gewichtiger Aufgaben. So angesprochen kann Alfrink souverän den Termin verstreichen lassen, andernfalls ein Bischof an sich «gebeten» ist, das Gesuch für einen eventuellen Rücktritt einzureichen. Ein sehr bekannter Bischof aus dem Nachbarland Frankreich meinte dazu: Solange Paul VI. bleibt, soll auch Alfrink bleiben.

Ludwig Kaufmann

Holland

Kardinal Alfrink – wie lange noch? Befürchtungen um einen Rücktritt des Erzbischofs – Noch ist alles offen – Spröder Papstbrief zum Priesterjubiläum – Mahnungen zum Handeln, aber keineswegs zum Abdanken – Inmitten der Polarisierung ist Alfrinks weise Vermittlung weiter vonnöten.
Ludwig Kaufmann

Ordensreform

Katholische Orden an der Wende: Neue Bewußtseinslage gegen traditionelles Selbstverständnis – Was in Frage steht: «Armut» mit vielen Ausnahmen – Umstrittene Priorität der Ehelosigkeit – Gehorsam gegenüber «Stellvertreter Gottes» – Gelübde als sakralisiertes Engagement? – Glaubensfrage und Kirchengemeinschaft – Was nicht in Frage steht: Lebensentwurf und Bildung von Gemeinschaften – Regelungen auf der Basis von Verträgen – Kriterien der Zugehörigkeit – Was zu versuchen ist: Positive Seiten des Pluralismus – Trotz restaurativer Phase bleibt die Reform pendent – Auch un-bequeme Versuche haben Heimatrecht.

Heinrich Kraus SJ, München

Zivilisation

Zwei Jahre Diskussion um die «Grenzen des Wachstums»: Die MIT-Studie fand wenig Gnade – Man warf ihr reaktionären Pessimismus vor – Aber was hat sich unterdessen als Realismus bestätigt? – Beispiele zu den fünf Hauptvariablen: Bevölkerung, Rohstoffe, landwirtschaftliche und industrielle Produktion, Umweltverschmutzung – Das Mißverständnis einer säkularisierten Apokalypse – Das MIT-Modell will das Verhalten des Weltsystems simulieren – Die Simplifizierung durch den Computer macht möglich, was nicht möglich ist – Also verschärft er nicht, sondern verharmlost das Problem – Modell und Wirklichkeit – Die realen Schwierigkeiten für Recycling, Schadstoffproduktion, Landwirtschaft – Die Ablehnung der Konsequenzen – Wir dürfen nicht warten, bis wir Gewisheit haben.
Paul Erbrich, Feldkirch

Rhodesien

Keine Zeit mehr zur Versöhnung: Nach dem Wahlsieg der «Rhodesian Front» – Sie kann sich auf knapp mehr als ein Prozent der Bevölkerung im Wahlalter stützen – 16 Parlaments-sitze für 5,7 Mio Schwarze, 50 Sitze für 250 000 Weiße – Trotzdem beharrt Methodistenbischof Musorewa bei seiner Friedenspolitik – Aber wie lange findet er noch Gefolgschaft? Freiheitskämpfer und Söldner – Die katholischen Bischöfe gegen die «Siedler-Kampagne 1974» – Ökumenische Solidarität der Kirchenleitungen – Aber die weiß-schwarze Polarisierung im Kirchengolk nimmt zu.
Ernst Schmied, München

Buchbesprechung

Adolf Kolping, Fundamentaltheologie Bd. II: Trotz traditionellem Grundschema folgt der Autor dem kritischeren Teil unter den heutigen Exegeten.
Raymund Schwager

KATHOLISCHES ORDENSLEBEN: KRISE UND WENDEPUNKT

Nicht wenige Ordensleute müssen heute feststellen, daß sie sich in ihrer Bewußtseinslage und in ihrem Lebensgefühl ziemlich weit vom überkommenen Ordensverständnis entfernt haben. Die Anstöße, die seit dem Konzil in den Orden und in der Kirche wirksam wurden, haben bei ihnen tiefgreifende Denkprozesse und Einstellungsänderungen ausgelöst. Vieles von dem, was früher zu den wesentlichen Gehalten und Ausdrucksformen des Ordenslebens gehörte, ist ihnen – zumindest als dessen Wesensausdruck – fragwürdig geworden. Sie haben den Eindruck, daß die tiefgehende Krise im Selbstverständnis der Orden einen geschichtlichen Wendepunkt anzeigt.

Sie weigern sich deshalb, diese Krise nur auf die menschlichen Unzulänglichkeiten derer, die den Orden augenblicklich angehören, zurückzuführen und halten es für wenig realistisch, die Krise bloß mit kleineren Schönheitskorrekturen, verbunden mit Aufrufen zur Vertiefung der spirituellen Haltung, bewältigen zu wollen. Es könnte ja auch sein, daß in der profanen und kirchlichen Welt und Umwelt Veränderungen vor sich gingen, die es unmöglich machen, die bisherigen Formen des katholischen Ordenslebens ohne sehr radikale Veränderungen sinnvoll und fruchtbar weiterzuführen.

Angesichts dieser schwierigen Lage, für welche die vielen Austritte und vor allem die geringe Zahl der Eintritte nur ein Symptom sind, werden die bisher realisierten Ansätze zur Erneuerung des Ordenslebens zwar begrüßt, aber als ungenügend empfunden. Dieser Unzufriedenheit liegt nicht immer eine klare eigene Stellungnahme zugrunde. Sehr oft äußert sie sich lediglich in einem vagen Unbehagen, das jedoch zu einem guten Teil die Unlust erklärt, mit der auf die verschiedenen Beschlüsse der Generalkapitel und kirchlichen Dokumente reagiert wird. Diese werden als durchaus begrüßenswerte, aber längst überfällige Korrekturen am traditionellen Zuschnitt des Ordenslebens empfunden, nicht aber als Impulse, die wirklich weiterführen.

Zu einem Zeitpunkt, wo man geneigt ist, tiefgehende Reformen wieder ad acta zu legen, erscheint es darum wichtig, die unter der Oberfläche schwelenden Vorbehalte deutlicher zu artikulieren und bewußt zu machen. Nur dann ist für die Gemeinschaften und ihre Mitglieder eine echte Diskussion über die *Perspektiven einer Reform* möglich, die die tatsächlichen Alternativen des künftig zu gehenden Weges sichtbar macht und die aufzeigt, was konkret getan werden kann.

Was in Frage steht

Die innere Situation jener Ordensleute, von denen eingangs die Rede war, läßt sich an einigen der wichtigsten sie betreffenden Problemkreise – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – darstellen: Verhältnis zu evangelischen Räten und Gelübden, Verständnis von Glaube und Kirche. Dabei soll kein System theologischer Thesen vorgestellt, vielmehr versucht werden, mit kurzen Strichen eine Bewußtseinslage zu beschreiben.

Armut, Keuschheit, Gehorsam

Die überkommenen Formen des Lebens nach den (drei) *«evangelischen Räten»* erscheinen vielen weitgehend als geschichtlich bedingt und auf einem heute überholten Bild vom Menschen und von der Gesellschaft beruhend, auch wenn sich im Verständnis der Räte einige wesentliche Dinge weiterhin als tragend erweisen mögen.

Armut: Zwar ist allgemein akzeptiert, daß ein Leben der Nachfolge Jesu auf den Dienst am Reiche Gottes und am Nächsten und nicht auf Geldverdienen oder beruflichen Ehrgeiz ausgerichtet sein sollte und daß in Fragen des Konsums

und des Lebensstandards der Gedanke der Solidarität mit den (soziologisch) Armen zum Zuge kommen sollte. Unbestreitbar gibt es viel echten Willen und eine große Sehnsucht, der Forderung des Evangeliums nach persönlicher Armut nachzukommen. Man ist jedoch der endlosen Diskussionen müde geworden, worin diese Armut nun tatsächlich bestehen soll. Oft hört man die Meinung, man sollte von seiten der Orden den Begriff «Armut» überhaupt vermeiden. Man spürt zu sehr, daß es – besonders für eine apostolische Gemeinschaft – nicht möglich ist, die christliche Armut durch eine tatsächliche und effektive Angleichung an den Lebensstandard jener Bevölkerungsgruppen zu verwirklichen, die in der Welt heute soziologisch als «Arme» bezeichnet werden, ja daß es nicht einmal möglich ist, auf dem Niveau der Armen des betreffenden Landes zu leben. Wenn zum Apostolat vom Ordensziel her normalerweise vielerlei Arbeiten und Werke gehören, die solches vernünftigerweise nicht zulassen, dann erscheint es ehrlicher und für Außenstehende weniger verwirrend, nicht von einem «Leben mit den (soziologisch) Armen» zu reden und damit ein Ideal zu propagieren, das um der legitimerweise übernommenen Aufgaben willen doch ständig so viele Ausnahmen verlangt, daß in der Praxis ein ganz anderer Lebensstil geführt wird und wohl auch geführt werden muß.

Keuschheit: Viele bedauern, daß die Ehelosigkeit in der katholischen Tradition praktisch die charakteristische Kennzeichnung des Ordenslebens geworden und bis heute geblieben ist, obwohl von der biblischen Begründung her die Armut eigentlich an erster Stelle stehen sollte und wohl allein unter den drei «Räten» eindeutig und einwandfrei als unabdingbar zu begründen sein dürfte. Vielleicht war es, so sagen sie, in früheren Epochen notwendig, aus den damaligen Familienstrukturen ganz auszusteigen, um ungestörter dem Apostolat dienen zu können, und vielleicht erforderten bestimmte traditionelle Formen der meditativen Existenz einen Verzicht auf die Ausübung der Sexualität. Es sei jedoch fragwürdig geworden, ob in Anbetracht der modernen Sozialstruktur und der damit gegebenen ehelichen Partnerbeziehungen ein Verzicht auf Ehe und Familie in sich schon für ein Leben der Nachfolge Jesu jene große Bedeutung habe, die ihm bisher zugeschrieben wurde. Die Meinung breitet sich aus, hier müsse individuell wohl viel stärker differenziert werden und die Mitgliedschaft zumindest in einer apostolischen Gemeinschaft sollte nicht allein deshalb unmöglich sein, weil einer mit einem Leben in Ehelosigkeit nicht zurechtkommt oder zurechtzukommen glaubt. «Keuschheit» könne als evangelischer Rat zunächst nur bedeuten, sich durch die Fragen der Partnerbindung und der Sexualität nicht vom eigentlich gewählten Lebensziel abbringen zu lassen. Das werde je nach den konkreten Menschen und Umständen ebensogut die Übernahme der Ehelosigkeit wie auch die Bindung an einen Partner, die für die Erreichung des Zieles hilfreich ist, mit sich bringen. Bei der Frage, ob darüber hinaus die Ehelosigkeit eine besondere Beziehung zu Gott schaffen könne, sollte man zumindest mit Verallgemeinerungen vorsichtig sein.

Auch die Zeugnishaftigkeit des ehelosen Lebens für die heutige Zeit wird bestritten. Wenn bisher das Ertragen der Frustration, die sich durch den Verzicht auf Ehe und Familie zwangsläufig ergab, als ein Indiz dafür gelten konnte, wieweit die von der apostolischen Aufgabe herkommenden Impulse jeweils im Leben des einzelnen trugen, so fragen heute manche, ob es vom Evangelium her wirklich gerechtfertigt ist, die apostolische Existenz fast exklusiv gerade an diesem psychologisch eher problematischen Lebensbereich zu messen. Wenn jemand der Meinung ist, aus sozial-psychologischen und gruppendynamischen Gründen sei irgendein großer Verzicht nötig, um die Ernsthaftigkeit des gewählten Weges vor sich und

anderen zu bezeugen, sollte man ihn auf den Bereich der persönlichen Armut verweisen.¹

Gehorsam: Für viele ist der Gehorsam gegenüber Menschen als evangelischer Rat biblisch nicht mehr in der bisherigen Weise begründbar. Man vermutet, daß andere Gesichtspunkte ursächlich gewesen sind, warum der Gehorsam zur «Mönchtugend» geworden ist: die antike Konzeption des Meister-Schüler-Verhältnisses dürfte eine wichtige Rolle gespielt haben. Jesus selbst sei jedoch kein Vorbild des Gehorsams menschlichen Autoritäten gegenüber. Daß er in der Passion seinen Leib den Henkern überließ, dürfte zwar manche Gehorsamssituation widerspiegeln, wie sie in Orden und Klöstern anzutreffen war. Diese Argumentation wäre aber eine schlechte Handhabe zur ideologischen Überhöhung des Gehorsams. Unbedingt müsse man vor der alten simplifizierten Vorstellung vom Oberen als dem «Stellvertreter Gottes», der dem einzelnen den Gotteswillen vermittelt, weg kommen, die heute nicht mehr nachvollzogen werden kann. Bei Konflikten sollte zwar gegebenenfalls die Frage einer weiteren Zugehörigkeit gestellt werden können, nicht aber in einer für Menschen beurteilbaren Weise die Frage nach dem Gehorsam gegenüber Gott.

Gelübde: «Sakralisiertes» Engagement?

Die frühere kirchliche Doktrin über das Leben nach den evangelischen Räten als einer besonderen, vom «normalen» Christenleben unterschiedenen und durch Gelübde festgelegten Lebensform wirkt für viele nicht mehr überzeugend. Sie ist zwar durch das II. Vatikanum dahingehend korrigiert worden, daß Ordensleben und sogenanntes Weltleben gleichwertige Größen sind. Die Frage ist damit aber nur um so drängender geworden, was Ordensleben theologisch eigentlich ist. Ein Orden als Gemeinschaft erscheint ihnen zwar auch künftig ohne bestimmte, ausgeprägte Lebensformen nicht denkbar. Auch ist klar, daß die Nachfolge Jesu und der Dienst am Reiche Gottes in einer solchen Lebensform auch weiterhin ein grundsätzliches Lebensengagement verlangt. Die kirchenrechtliche Bindung durch Gelübde im bisherigen Sinn erscheint jedoch wegen der mit den Gelübden verbundenen «Sakralisierung» des Engagements weder theologisch noch anthropologisch haltbar.

Auch wenn der apostolische Einsatz nicht ein «job» wie jeder andere ist, da er eine charismatische Berufung voraussetzt, und er nicht ohne ein «Lebensprojekt» verwirklicht werden kann, besagt das jedoch für viele nicht mehr, daß ein kirchenrechtlich wirksamer Zwang zur Ausführung in der zu irgendeinem Zeitpunkt konzipierten Form bestehen könne. Denjenigen, die sich in einer Phase ihres Lebens von Gott berufen glauben, dem Apostolat ihr ganzes Leben hauptsächlich und unmittelbar widmen zu sollen, müsse es möglich sein, eine etwaige konkrete Bindung an eine Gemeinschaft oder eine Aufgabe ohne Diskriminierung zurücknehmen zu können, falls sich dies aus einem für den gesamten Lebensentwurf wichtigen Grunde nahelegt. Ob eine solche Rücknahme vor Gott gerechtfertigt ist oder nicht, wird eine ernste Frage für den Betroffenen sein. Sie sollte jedoch außerhalb des menschlichen und kirchlichen Richtens und Rechtens bleiben. Man müsse vermeiden, daß durch die Sakralisierung der konkreten Bindung eine solche Entscheidung zu einer existentiellen Glaubensfrage des Betroffenen wird. Allzu oft sei die Entscheidung dann nur schwer zu verarbeiten, da sie eine Bedeutung für die Gesamtheit des Glaubenslebens erhält, die sie (meist) gar nicht haben kann.

Kirche und Glaube

Die angeschnittenen Fragen zu evangelischen Räten und Gelübden wären für viele Ordensleute nicht so drängend, wenn nicht auch das Vertrauen in das kirchliche Amt gestört wäre.

¹ Konkrete Hinweise dafür werden in einem zweiten Beitrag folgen.

Bestimmte Ereignisse, etwa die Enzyklika «*Humanae Vitae*», ließen bei vielen den Verdacht aufkommen, daß die Kirchenleitung auch in anderen Bereichen, so in der Lehre über das Ordensleben, unnötig lange an überholten Standpunkten festhalten könnte. Hier liegt ebenfalls eine veränderte Bewußtseinshaltung vor, die in diesem Zusammenhang noch angesprochen werden muß.

Viele kommen immer mehr dazu, in den verschiedenen christlichen Konfessionen Kirchen im Vollsinn des Wortes zu sehen. Die Abgrenzung zu den anderen Konfessionen verliert für sie die dogmatische Bedeutung, da sie es immer wieder erleben, wie sehr die Trennungslinie in den großen Glaubensfragen heute quer durch die bestehenden konfessionellen Kirchen verläuft. Diese Entwicklung beschwört gerade für die Mitglieder der apostolischen Orden ein schmerzliches Dilemma herauf, von dem sie spüren, daß es ihre Existenz und die Existenz ihres Ordens in Frage stellen kann. Auf der einen Seite haben sie gute Gründe, daran festzuhalten, daß der apostolische Einsatz möglichst im Rahmen kirchlicher Strukturen oder in Anlehnung an solche erfolgt. Andererseits sind sie geneigt, die spezielle Bindung ihres Ordens an die römische Kirche nicht mehr in erster Linie als dogmatische Frage, sondern eher unter praktischen Gesichtspunkten zu sehen. Wird sich die Kirche mit einer solchen Haltung auf die Dauer zufrieden geben?

Eng verbunden damit ist die Glaubensproblematik. Viele, deren Engagement für Jesus Christus unbezweifelbar ist, fühlen sich immer wieder überfordert, wenn jemand sie auf bestimmte dogmatische und theologische Aussagen festlegen will. Nicht wenige sind schließlich in Glaubensfragen zu einer neuen Haltung gekommen, die von der Einsicht getragen ist, daß im katholischen Bereich bisher das Festhalten an bestimmten Ausprägungen der Glaubensinhalte gegenüber dem tatsächlichen Glaubensengagement überbetont worden ist. Einer solchen Einstellung liegt bei ihnen kein grundsätzlicher Skeptizismus zugrunde. Sie haben jedoch gerade in den letzten Jahren die Erfahrung der relativen Bedingtheit aller Theorien und Systeme gemacht, die den modernen Menschen ebenso kennzeichnet wie ein Ethos der subjektiven Wahrhaftigkeit, das ihm Aussagen verbietet, die er auf Grund der persönlichen Entwicklung nicht – nicht mehr oder noch nicht – nachvollziehen kann. Die Hoffnung, daß die früher für den Katholizismus charakteristische Geschlossenheit des dogmatischen und theologischen Systems wieder hergestellt wird, halten sie für illusorisch.

Sie folgern daraus, daß die Kriterien der Ordenszugehörigkeit stärker auf die effektive Ausrichtung des Lebens an der Nachfolge Jesu und dem Dienst am Reiche Gottes, somit auf die praktischen Fragen der Lebensführung und der konkreten Möglichkeit des apostolischen Einsatzes abgestellt werden sollten. Dagegen erscheint ihnen die Frage weniger wichtig, wie der einzelne seine christliche Existenz und sein Engagement im Orden theoretisch begründet. Sehr verschiedene Auffassungen in theologischen Fragen, bis hinein in die wesentlichsten Punkte des christlichen Dogmas (etwa bezüglich Christologie, Priestertum oder Sakramente), müßten ihrer Ansicht nach möglich sein.

Was nicht in Frage steht

Nach dem Gesagten könnte man meinen, daß denjenigen, die so denken, die Basis für ein Ordensleben verloren gegangen ist. Man sollte hier jedoch vorsichtig sein! Bei näherem Zusehen stellt sich nämlich heraus, daß die geistliche und glaubensmäßige Grundhaltung tiefer und reifer geworden ist. In Frage steht oft nur ihre Verquickung mit bestimmten geschichtlich gewordenen Ausprägungen dieser Haltung. Man war bisher wohl zu schnell bei der Hand, die überkommenen Organisationsstrukturen als unmittelbare und einzig mög-

liche Konsequenz der auf dem besonderen Charisma beruhenden spirituellen Haltung anzusehen und unbesehen mit dieser zu identifizieren. Wir sind uns heute jedoch dessen bewußt, wie sehr die jeweiligen Regeln eines Ordens von der sozialen und wirtschaftlichen Umwelt seiner Gründungszeit mitbestimmt wurden. Und wir wissen, daß bestimmte Regelungen unter veränderten Verhältnissen einen anderen als den ursprünglich beabsichtigten Stellenwert bekommen können. Unter neuen Umständen kann es dann sein, daß das eigentliche Ziel mit andern Mitteln, vielleicht sogar dem scheinbaren Gegenteil, besser erreicht werden kann.

Dauerbindung: Um der «Sakralisierung» des Ordenslebens – die, wohlgemerkt, nicht mit seiner Gottbezogenheit identisch ist – zu entgehen, versuchen manche einen bescheideneren Denkansatz, um dem modernen Menschen den menschlichen und christlichen Sinn des Ordens begreiflich zu machen. Sie gehen davon aus, daß die Forderungen des Christseins ständig stets konkretisiert werden müssen durch die immer neue Übernahme klar determinierter Aufgaben und Vollzüge und daß, falls dies nicht geschieht, das Christsein in bloßer Intellektualität und/oder Sentimentalität stecken bleibt.

Solche Aufgaben sind manchmal zeitlich begrenzt, indem sie Stunden oder Tage umfassen (wie z. B. ein helfendes Gespräch, die Sorge für ein Kind oder einen Kranken). Manchmal werden sie für längere Dauer übernommen. Es kann jedoch auch geschehen, daß jemand einen Lebensentwurf macht, in dem die Übernahme einer oder mehrerer bestimmter Aufgaben im Vordergrund steht. Das führt oft zur Erfahrung, daß die Übernahme eines bestimmten Lebensentwurfes am besten in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter verwirklicht werden kann. Auch ist damit zu rechnen, daß sich an einzelne, die einen solchen Entwurf wagen, immer auch andere anschließen und damit Gruppen und Gemeinschaften entstehen.

Jede Konkretisierung, die im menschlichen Leben erfolgt, bringt somit eine Festlegung auf einen bestimmten Lebensstil

und eine gewisse Einengung der Entscheidungsfreiheit mit sich, sei es auf kurze Zeit, sei es für eine längere Dauer. Diese allgemein menschliche Gegebenheit dürfte, so argumentiert man, die Existenz von Gemeinschaften im christlichen Bereich, die eine ausgeprägte und mehr oder weniger festgelegte Lebensform anstreben, zur Genüge rechtfertigen. Weitergehende Aussagen, die einen besonderen «Stand» innerhalb des Christseins schaffen wollen und den Menschen, die einen solchen Lebensentwurf verwirklichen, eine besondere Qualität zusprechen, erscheinen als ideologische Überhöhung.

Für die rechtlichen Sicherungen, die nötig sind, damit ein Orden als Gemeinschaft weiterbestehen kann, erscheinen folglich Regelungen auf der Basis von Verträgen zwischen dem einzelnen und dem Orden genügend. Diese Regelungen sollten zwar auf eine möglichst dauerhafte, auch lebenslange Bindung hin angelegt sein. Sie müßten jedoch lösbar sein, ohne daß sich dabei aus der Sakralisierung eine Diskriminierung von Ausscheidenden ergibt.

Kriterien der Zugehörigkeit: Auch der größere Pluralismus in Fragen des Glaubens kann positiv gesehen werden. Es ist klar, daß ein Abrücken von einem allzu starren theologischen System die Frage nach diesbezüglichen Kriterien der Zugehörigkeit nicht beseitigen, sondern sie nur auf eine andere, allerdings realistischere Ebene verschieben würde. Zwangsläufig wird es auch künftig solche Kriterien geben müssen, und das, was man die genuine «Spiritualität» eines Ordens nennt, muß dazu gehören.

Glaubensinhalt und Glaubensengagement sollen in der Lebenspraxis keineswegs voneinander getrennt werden. Man erwartet sogar, daß eine stärkere Beschränkung der Zugehörigkeitskriterien auf Fragen der Lebensführung gerade auch der Diskussion um die Inhalte des Glaubens neue Impulse geben werde, da dieser Bereich dann weniger angstbesetzt sei. Eine derartige Beschränkung dürfte jedenfalls dem resignierten Rückzug auf einen stets neu reduzierten Minimalkatalog von Glaubenssätzen, ohne dessen Annahme man nicht Mitglied werden oder bleiben könne, vorzuziehen sein.

Ihrer Meinung nach sprechen gegen ein solches Vorgehen keine sozialpsychologischen Gründe. Die Pluralität der Auffassungen sei für den Zusammenhalt der Gemeinschaft viel weniger gefährlich als die jetzige Situation, sobald diese Pluralität als legitim anerkannt wird, da sie dann aufhöre, eine Quelle von Angst zu sein. Auch der apostolische Einsatz von Menschen sehr verschiedener dogmatischer und theologischer Auffassungen sei möglich, da ein Orden vielfältige Aufgaben hat und nicht jeder Dienst in der Kirche und für die Menschen ausdrücklich die Frage nach den dogmatischen und theologischen Auffassungen aufwirft.²

Was getan werden kann

Für die Kirche wie für die Orden stellt sich die ernste Frage, ob man an einen Wendepunkt gelangt ist, von wo aus neue Perspektiven ins Auge gefaßt werden müssen, oder ob es sich nur um eine vorübergehende Krise handelt, die man durch Festbleiben meistern kann. Daraus ergibt sich die weitere Frage, ob jene Ordensleute, die sich Gedanken in der obengenannten Richtung machen, in ihrem Anliegen ernstgenommen werden sollen, oder ob man nicht jetzt schon sagen kann, daß alles, was in diese Richtung weist, als Irrweg angesehen werden muß. In der augenblicklichen, eher restaurativ gefärbten Atmosphäre neigen die Verantwortlichen und in vielen Gemeinschaften auch die Majorität der Mitglieder wohl eher zu der

² Auf die Frage einer zeitgemäßen Form jener Lebensweise, die man traditionell mit «Leben nach den evangelischen Räten» bezeichnet, soll zusammen mit der Frage des gemeinschaftlichen Lebens in einem weiteren Beitrag ausführlicher eingegangen werden.

Die kath. Kirchgemeinde Urdorf ZH

sucht auf Mitte Oktober 1974

einen Katecheten oder Laientheologen

für Religionsunterricht an Mittel- und Oberstufe
(hauptsächlich kleinere Klassen)

sowie Mithilfe an Liturgie, Pfarrei- und Jugendarbeit

Wir bieten:

zeitgemäße Entlohnung und Sozialleistungen, eigenes Religionszimmer mit allen modernen Hilfsmitteln (Hellraum- und Filmprojektor vorhanden)
Eventuelle Wohnungsübernahme möglich

Bewerber mögen bitte in Kontakt treten mit dem
Präsidenten der

Kath. Kirchgemeinde, Herrn Dr. Klaus Rüdy,
Neumattstraße 23, 8902 Urdorf, Telefon 01/98 64 66

letzteren Auffassung. Sie werden darin bestärkt durch eine allgemeine Unlust an der weiteren Diskussion der oft utopischen Reformprogramme. Dazu kommt, daß sich eine neue Welle einer mehr unkomplizierten Frömmigkeit, gerade auch bei der Jugend, bemerkbar macht, wofür die sogenannten charismatischen Gruppen ein Anzeichen sind. Dies gebe zur Hoffnung Anlaß, so folgert man, daß die turbulenten Jahre unmittelbar nach dem Konzil nur ein böser Alptraum waren, den man vergessen könne, da die Dinge wieder ins Lot kommen.

Die Verantwortlichen in Kirche und Orden sollten jedoch auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die gegenwärtige Beruhigung der Szene nur ein vorübergehendes Phänomen ist. Die Amtskirche steht wohl in Wirklichkeit vor der Alternative, ob sie allein auf diejenigen, zweifellos für sie bequemeren Kräfte setzen soll, die mit den gegenwärtigen Strukturen des Ordenslebens zufrieden sind, oder ob sie auch den für sie unheimlicheren Kräfte ein Daseinsrecht bieten soll, für die die gegenwärtigen Strukturen des Ordenslebens ein Problem geworden sind.

Es geht allerdings nicht darum, bloß theoretische Kompromißformeln (über Identität und dgl.) zu finden. Es geht vielmehr um die rechte Behandlung von konkreten Menschen, mit ihren Erfahrungen und Einsichten. Wenn deren Anliegen echt sind, werden diese früher oder später doch wieder auftauchen.

Trotz der kirchenpolitischen Schwierigkeit, über die angeschnittenen Fragen öffentlich auch nur zu diskutieren, erscheint es unumgänglich, eine Klärung herbeizuführen, ob jene Mitglieder in ihren Orden weiterhin Heimatrecht haben sollen, die Gedankengänge, wie die oben geschilderten, vertreten. Unumgänglich ist eine Klärung gerade auch im Interesse der betreffenden Orden und der Kirche. Selbst wenn solche Mitglieder voraussichtlich auch ohne eine derartige Klärung die Orden nicht mehr in größerer Zahl verlassen, so

werden sie sich in ihnen doch nicht mehr wirklich heimisch fühlen. Sie müssen unsicher darüber sein, wieweit ihr Standpunkt noch als akzeptabel gilt. Damit geraten sie leicht in eine innere Emigration und fallen für eine Mitarbeit an der Erneuerung ihrer Orden weitgehend aus, wenn sie nicht gar durch ihr Abseitsstehen hemmend wirken. Können sich die Orden das wirklich leisten?

Es ist gegenwärtig weder möglich noch nötig, die Orden als Ganze grundlegend zu verändern. Einzelne oder Gruppen könnten jedoch neue Lebensformen einmal versuchen und dabei gleichzeitig eine enge Beziehung zu ihrem Orden und zur Kirche aufrechterhalten. Das wäre eine für alle Teile annehmbare Lösung; sie läßt die Überzeugungen einer jeden Seite intakt und bietet beiden Seiten die Möglichkeit für eine weitere gemeinsame Arbeit, ein bei dem heutigen Mangel an apostolischen Mitarbeitern wichtiger Gesichtspunkt.

Es genügt allerdings nicht, bloß formalistisch zu sagen: «Wer will, kann ja etwas Neues anfangen!» Die Orden und auch die Kirche sollten sich fragen, wieweit sie im Interesse der Sache, der sie selber dienen, solch neue Möglichkeiten schaffen und unterstützen können. Das wird in diesem Land oder Kontinent von großer Bedeutung sein, in einem anderen Land oder Kontinent von geringerer. In einer Zeit, in der in Gesellschaft und Kirche so viele Bewußtseinslagen und Lebensformen gleichzeitig existieren, wird es auf die Dauer nur schwer gelingen, eine so einheitliche Form des Ordenslebens wie bisher aufrechtzuerhalten. Es gibt hier ein Problem der Ökumene innerhalb der römischen Kirche und auch innerhalb der einzelnen Orden, ein Problem, das nicht vernachlässigt werden darf. (*Ein weiterer Beitrag folgt.*) *Heinrich Krauss SJ, München*

DER AUTOR war bis vor einem Jahr Provinzial der Süddeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu und ist zum Delegierten der im Dezember beginnenden Generalkongregation (oberste gesetzgebende Behörde) des Ordens gewählt worden.

ZWEI JAHRE DISKUSSION UM DIE «GRENZEN DES WACHSTUMS»

Unser Mitarbeiter, Dr. Paul Erbrich, der im Oktober 1972 in zwei Beiträgen die «Grenzen des Wachstums» und den «Kollaps des Welt-systems» nach dem MIT-Bericht von D. Meadows in dieser Zeitschrift zur Darstellung gebracht hat, geht im folgenden auf die Einwände und Mißverständnisse ein, die das Zukunftsmodell des «Club of Rome» weiterhin in Ungnade fallen ließ. Dabei setzt er sich als Naturwissenschaftler vor allem mit wirtschaftlichen, sozialen und technologischen Gegenargumenten auseinander. Daß wir in der «Orientierung» die Diskussion auch noch auf anderen Ebenen, etwa der geistesgeschichtlichen und biblischen (im Anschluß an die zweierlei «Menschenbilder» bei Meadows) geführt haben, dürfte unseren Lesern noch in Erinnerung stehen: Rückverweise auf diese unsere Diskussion haben wir bei einschlägigen Artikeln mehrmals angefügt, zuletzt im Vorspann und in den Anmerkungen zum Artikel von Prof. Norbert Lohfink «Macht euch die Erde untertan?» (Nr. 12/13, Seite 137-142). (Red.)

Es sind gut zwei Jahre vergangen, seit die berühmte Analyse des M(assachusetts) I(nstitute of) T(echnology) über die «Grenzen des Wachstums» den Büchermarkt der Welt überschwemmte und eine Diskussion ohne gleichen auslöste. Diese Diskussion ist inzwischen verebbt. Ihr vorläufiges Resultat: Die MIT-Analyse hat aufs Ganze gesehen keine Gnade gefunden, am wenigsten bei Wirtschaftswissenschaftlern.¹ Der amerikanische Ökonom Wallich nannte sie «ein Stück unverantwortlichen Unsinn», und der Sozialwissenschaftler Galtung verdammt das Buch als «das reaktionärste unseres Jahrhunderts».

Nun ist die MIT-Studie gewiß nicht vollkommen. Das hängt mit zwei Tatsachen zusammen:

▷ sie ist der erste Versuch, den Zustand und die Entwicklungstendenz der Welt als Ganzes zu analysieren, nicht bloß einzelne Sektoren.

▷ sie mußte nach dem Willen des Auftraggebers, des Clubs von Rom, rasch durchgeführt werden, um die Problematik des Wachstums ohne Verzögerung ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zu bringen.

Beides zusammen bewirkte, daß an sich notwendige Voruntersuchungen aus Mangel an Zeit, Daten und Erfahrung unterblieben und die Analytiker nicht selten mit begründeten Vermutungen statt mit gesicherten Ergebnissen arbeiten mußten. Der Club von Rom versprach sich von dieser Taktik einen Multiplikatoreffekt, der auch tatsächlich eingetreten ist. Es arbeiten heute nicht nur die Gruppe um Forrester am MIT, sondern ein halbes Dutzend anderer Teams unter verschiedensten Gesichtspunkten an Wachstumsanalysen der zweiten Generation, während bei einem bedächtigeren Vorgehen die

¹ Vgl. H. v. Nussbaum (Hrsg.): Die Zukunft des Wachstums, Bertelsmann, Düsseldorf 1973.

Freeman, Jahoda u.a.: Zukunft aus dem Computer, Luchterhand, Neuwied 1973. Uebersetzung einer englischen Kritik der Struktur des MIT-Computermodells. Bezeichnenderweise fehlt die Antwort der MIT-Leute, die in der urspr. Veröffentlichung zu finden ist.

W. Oetmans: Die Grenzen des Wachstums, Pro und Contra, rororo-Taschenbuch 6879, Hamburg 1974.

MIT-Leute vermutlich noch heute an ihrem Weltmodell bastelten.²

Viele Argumente, die die MIT-Analyse in ein fragwürdiges Licht gerückt haben, sind ihrerseits fragwürdig, nicht selten oberflächlich oder falsch, wenn nicht gar demagogisch. Einige dieser auf das große Publikum zielenden Argumente sollen hier besprochen werden.

Fraglicher Ausgangspunkt

«Entscheidend für die Beurteilung des MIT-Weltmodells ist der Umstand, daß der Kollaps erfolgen muß. Diese Konsequenz ergibt sich zwangsläufig bei der Annahme eines exponentiellen Wachstums in einem begrenzten System.» Der Einwand zielt auf den Haken, an dem die ganze Argumentation des MIT hängt, auf den Ausgangspunkt, der die ganze Studie veranlaßt hat. Dem Leser wird insinuiert, daß das exponentielle (beschleunigte) Wachstum nur eine Annahme sei, für die offensichtlich hinreichende Beweise fehlen.

Nun gibt es ohne Zweifel Teilgrößen, die schrumpfen, z.B. der Kohlenverbrauch in Westeuropa. Andere wachsen, aber nicht exponentiell, sondern (quasi-)logistisch, d.h. beschleunigt zu Beginn, später aber immer langsamer, z.B. der Wirkungsgrad der Energienutzung oder der Pro-Kopf-Verbrauch von Eisen in hochindustrialisierten Ländern. Die Wachstumskurven der meisten Größen verlaufen im Zickzack, bald steigend, bald fallend. Man kann eine solche Kurve derart glätten, daß die Abweichungen der realen Kurve von der geglätteten nach oben oder unten ein Minimum erreichen. Die so entstehende Kurve ist selten eine rein exponentielle. Sie entpuppt sich als zusammengesetzt aus Segmenten von exponentiellen Kurven mit verschiedenen Wachstumsraten. So wuchs z.B. der Primärenergieverbrauch der USA von 1850 bis 1910 mit 6,9% (Verdoppelungszeit 10 Jahre), von 1910 bis 1960 mit 1,8% (Verdoppelung alle 38 Jahre) und seit 1960 mit 4,2% (Verdoppelung alle 16 Jahre). Nicht selten fällt das Segment mit der höchsten Wachstumsrate in die neueste Zeit, z.B. beim Bevölkerungswachstum.

Wachstum von solcher Art ist gemeint, wenn die MIT-Analyse kurz von exponentiellem Wachstum spricht. Das ist keine Annahme, sondern eine gesicherte Tatsache für alle 5 Hauptvariablen der Analyse: Bevölkerungswachstum, Rohstoffverbrauch, landwirtschaftliche und industrielle Produktion und Umweltverschmutzung (auch wenn für letztere keine einheitliche Kurve aufgezeichnet werden kann, weil die vielen verschiedenen Arten von Verschmutzung und Zerstörung der Biosphäre nicht uniform in Geldeinheiten ausgedrückt werden können, wie die Produktion von Landwirtschaft, Bergbau und Industrie). Von einer bloßen «Annahme» exponentiellen Wachstums zu sprechen, grenzt an Demagogie, weil man dem Leser suggeriert, daß selbst der Ausgangspunkt der MIT-Analyse in der Luft hänge.

Pessimistische Annahmen

«Die der MIT-Analyse zugrundeliegten Annahmen sind durchwegs pessimistisch.» Ob man das sagen kann, läßt sich prüfen, indem man die MIT-Annahmen mit Annahmen anderer Leute zum gleichen Problem vergleicht. Im Jahre 1963 veröffentlichte die UNO Schätzungen über das Bevölkerungswachstum bis zum Jahre 2000. Unter der Annahme einer gleichbleibenden Fertilität ergibt sich um 2000 eine Weltbevölkerung von 7,5 Mia. Die Fertilität wird aber nicht nur in einzelnen Regionen, sondern auch insgesamt mit großer Wahrscheinlichkeit sinken. Wie stark, das kann niemand mit Sicherheit sagen. Die UNO erstellte 3 verschiedene Projektionen: eine optimistische mit 5,5 Mia, eine mittlere mit 6,1 Mia und eine pessimistische mit 7 Mia Menschen um 2000. Eine Ausmessung der Bevölkerungskurve im sog. Standard-Computerlauf (Fig. 35 in «Grenzen

des Wachstums») ergibt für das Jahr 2000 etwas über 6 Mia Einwohner. Das entspricht der mittleren UNO-Schätzung. Die bis zum Jahr 1972 tatsächlich abgelaufene Bevölkerungsentwicklung dürfte eher etwas über dieser Schätzung liegen. Die dem Computerlauf zugrundegelegten Annahmen im Untersystem der Bevölkerung sind also keineswegs ausgesprochen pessimistisch.

Betrachten wir das Untersystem der Rohstoffe: Man pflegt von der «Lebensdauer» der Rohstoffvorräte zu sprechen und meint damit die Zahl der Jahre, bis die sicheren und wahrscheinlichen Vorräte aufgebraucht sein werden, wenn sie jährlich nicht stärker abgebaut werden als im Bezugsjahr (hier 1970). Die so definierte Lebensdauer beträgt für die meisten Nichteisenmetalle weniger als 30 Jahre. Die Vorräte wären also bei konstantem Verbrauch und damit erst recht bei wachsendem Verbrauch noch vor dem Jahr 2000 vertan. Nur wenige Rohstoffe besitzen eine Lebensdauer von mehr als 200 Jahren, z.B. Kohle, Eisen, Chrom, Phosphor, Kalium. Diese Daten stammen vom industriefreundlichen US Bureau for Mines, auf das sich auch die MIT-Leute stützen. Nun nimmt die MIT-Analyse für den Standardlauf eine durchschnittliche Lebensdauer der Rohstoffe von 250 Jahren an, viel zu hoch für Stahlveredler und Buntmetalle, viel zu niedrig für Eisen oder Kohle. Bedenkt man, daß eine hochentwickelte Technik ohne Stahlveredler schlechterdings unmöglich ist und Stahlveredler durch nichts ersetzt werden können, so ist die Annahme bestimmt nicht pessimistisch zu nennen.

«Wir haben noch nicht alle Gebirge nach Lagerstätten abgeklopft und somit noch nicht alle Lagerstätten entdeckt». Ohne Zweifel! Nur wird zum Beispiel nach wirtschaftlichen Kupferlagerstätten kein Geologe ernsthaft im Jura suchen. Diese sind nämlich an bestimmte geologische Bedingungen geknüpft, und wo diese erfüllt sind, ist schon ziemlich gut bekannt. Man weiß, wo man suchen muß. Die wirklich großen Kupferlagerstätten liegen alle in den sog. Kupfergürteln, deren Zahl sich seit der Jahrhundertwende nicht mehr vermehrt hat. Kleine Kupferlagerstätten findet man jedoch auch außerhalb dieser Gürtel.

Im Jahre 1973 sind zwei Kupferlagerstätten bekannt geworden, deren Prospektion abgeschlossen ist und deren Abbau nun vorbereitet wird. Die eine befindet sich im südamerikanischen Kupfergürtel in den Anden. Sie enthält einen Erzkörper von 250 Mio t mit 0,62% Metallgehalt. Unter optimalen Bedingungen können etwa 1,4 Mio t Kupfer gewonnen werden. Die zweite Lagerstätte liegt außerhalb der Kupfergürtel in West-Irian (Neuguinea). Sie enthält 30 Mio t Erz mit 2,5%, also 750 000 t Kupfer. Die erste Lagerstätte hätte gerade den Bedarf von 3 Monaten im Jahre 1969 decken können, die zweite den Bedarf von 1,5 Monaten. Um den 1990 zu erwartenden Kupferverbrauch decken zu können, müßte man in diesem Jahr 7 bis 10 (resp. 15 bis 20) solcher Lagerstätten entdecken, erschließen und abbauen. Ich möchte den Geologen sehen, der das für möglich hält. Beide Lagerstätten sind übrigens von den Zeitungen ausnahmslos als «riesig» bezeichnet worden. Hätte der Berichterstatter den Metallgehalt dieser Lagerstätten mit dem aktuellen Jahresverbrauch verglichen, wäre ihm wohl kaum eingefallen, die Lagerstätten in dieser Weise zu charakterisieren.

«Das Meer birgt unermessliche Rohstoffe.» In der Tat, die Böden der großen Meeresbecken sind weithin mit Manganknollen bedeckt, die neben Mangan noch Eisen, Nickel, Kupfer und Kobalt in gewinnbaren Mengen enthalten. Die Begeisterung über die Manganknollen bekam allerdings einen Dämpfer, als sich herausstellte, daß die Knollen im Atlantik und Indik für gewöhnlich nur Spuren von Kupfer und Nickel enthalten und die nickel- und kupferreichen Knollen im Pazifik auf bestimmte Zonen beschränkt zu sein scheinen. Es sind Zonen mit sehr geringer Sedimentation und großer Tiefe (5000 m und mehr), wo sich kein Kalk mehr bildet, der den Metallgehalt der Knollen verdünnen könnte. Der bisher reichste Gürtel liegt südlich von Hawaii und erstreckt sich über mehr als 1500 km in einer Breite von 200 km parallel zum Äquator. Er enthält 30–60 Mio t Kupfer, den Weltbedarf von 5 bis 10 Jahren. Die UNO hofft im Jahre 1985 auf eine Förderung von 15 Mio t Knollen.

² Untersuchungen zum Problem des Wachstums laufen z.B. an der University of Sussex (GB), an der TH von Delft und an der freien Universität Amsterdam (unter Prof. Tinbergen), bei der Weltbank, sogar am CERN, im Institut für angewandte Systemanalyse in Laxenburg bei Wien, in Japan und Südamerika; das wohl ehrgeizigste Projekt (strategy for survival) wird geleitet von Mesarovic (Cleveland) und Pestel (TH Hannover).

Damit könnte etwa 1% des dann zu erwartenden Bedarfes an Kupfer, 18% des Nickels und 50% des Kobalts gedeckt werden. Das wird den Kupferpreis unberührt lassen, den Nickelpreis vermutlich stabilisieren und den Kobaltpreis senken auf Kosten der beiden Hauptproduzenten Zambia und Zaire.³

Nicht nur der Meeresboden enthält Metalle, sondern auch das Meerwasser. Ein km³ Meerwasser enthält z.B. 4 kg Gold oder 3 t Uran. Wollte das Atomkraftwerk Beznau seinen jährlichen Bedarf an angereichertem Uran (gegen 30 t), bzw. an Natururan (120 t) aus dem Meer decken, müßte seine Urangewinnungsfabrik unter Voraussetzung eines optimistischen Gewinnungsfaktors von 20% eine Menge Meerwasser durch die Anlage pumpen, die viermal den ganzen Bodensee füllen könnte (4 × 50 km³).

Das Meer ist ohne Zweifel reich an Metallschätzen. Man kann sie technisch heben – auf dem Papier. Die Praxis sieht etwas anders aus. Da türmen sich die Probleme, von der großtechnischen Realisierbarkeit über die Wirtschaftlichkeit und die Gefahren der Umweltzerstörung bis hin zu den Rechtsfragen, wem die See nun eigentlich gehöre (vgl. Seerechtskonferenz in Caracas). Hat der Rechenstift den Nebel der Mythenbildung etwas verjagt, zeigen sich alsbald die Grenzen, nicht oder nur wenig verschoben. Eine durchschnittliche Lebensdauer der Rohstoffreserve von 250 Jahren ist in der Tat nicht ausgesprochen pessimistisch.

Betrachten wir noch das Untersystem der *Landwirtschaft*. Im Standardlauf erreicht die globale landwirtschaftliche Produktion das 2,9fache der Produktion von 1970, bevor sie rückläufig wird. Die Nahrungsmittelproduktion muß im Prinzip dort stattfinden, wo sie gebraucht wird. Das bedeutet, daß die Industrieländer ihre Produktion sinnvoll nur auf etwa das 1,5fache steigern können, die Entwicklungsländer dagegen diese um das 4fache anheben müssen. Da große Teile Asiens kaum mehr nennenswerte Landreserven haben, kann die höhere Produktion nur durch Steigerung der Hektarerträge erreicht werden. Damit müßte Asien die heutige Produktivität der USA überflügeln und jene Westeuropas erreichen. Eine solche Steigerung der Hektarerträge ist ohne Einsatz von sehr viel Energie für Bewässerung, Düngung und Mechanisierung gar nicht denkbar. Die hochgerühmte amerikanische Landwirtschaft verbraucht pro Kopf der amerikanischen Bevölkerung mindestens 0,3, wenn nicht gar 0,5 t Rohöl. Selbst wenn Indien die Produktivität seiner Landwirtschaft mit nur einem Drittel dieser Energie auf modernes Niveau anheben könnte (sog. grüne Revolution), müßte es jährlich mehr als 50 Mio t Erdöl allein für die Landwirtschaft importieren (derzeitiger Jahresbedarf insgesamt: 26 Mio t). Der angeblich pessimistische MIT-Computer hält das für möglich, allerdings nur für kurze Zeit. Zudem setzt er voraus, daß das für die Produktivitätssteigerung nötige Wasser auch gefunden wird, woran die Fachleute heute nicht mehr zu glauben wagen.⁴

Man darf dem Präsidenten des Clubs von Rom, Aurelio Peccei, durchaus glauben, wenn er uns versichert, daß die MIT-Analyse in ihren Annahmen durchwegs auf der optimistischen Seite stehe. Diejenigen, die meinen, die Annahmen seien äußerst pessimistisch, haben diese Behauptung nie wirklich belegt.

Mißverständenes Modell

«Es istbarer Unsinn, Wachstumsraten der letzten oder gar des letzten Jahrzehnts zu extrapolieren, die herrschenden Tendenzen einfach in die Zukunft zu verlängern.» Dieser recht oft gehörte Einwand verrät ein erstaunliches Mißverständnis der im MIT-Bericht angewandten Methode der «systems dynamics». Sie wurde für die dynamische (zeitabhängige) Simulation von physikalischen, biologischen, industriellen, wirtschaftlichen Vorgängen entwickelt. Ein dynamisches, die Vorgänge simu-

lierendes Modell verlängert nicht einfach vorhandene Wachstumsraten und Tendenzen in die Zukunft, sondern erzeugt diese selber in Abhängigkeit von den laufenden Veränderungen anderer Größen. Selbst ein Laie hätte das beim aufmerksamen Betrachten der Grafiken merken können. Darin findet er nämlich zwei nicht ausgezogene, nur mit Buchstaben angedeutete Kurven: B (birth rate) und D (death rate). Die Differenz beider liefert die jeweilige Wachstumsrate für die dick ausgezogene Bevölkerungskurve. Sowohl die Geburtenwie die Sterberate ändern sich mit der Zeit und damit auch die Wachstumsrate der Bevölkerung. Diese ist somit keineswegs die unveränderte Verlängerung der heute herrschenden Rate von 2,1%.

Was für die Bevölkerungskurve ausdrücklich dargestellt ist, gilt auch für die vier anderen Zustandsgrößen, auch wenn deren Wachstumsraten in den Grafiken nicht mehr aufscheinen. Das ergibt sich schon allein aus der Tatsache, daß die Kurven ja nicht in den Himmel schießen, sondern nach einiger Zeit wieder steil abfallen, ihre Wachstumsraten also nicht nur kleiner, sondern sogar negativ werden.

Viele haben die MIT-Projektionen als Prophezeiung des Kommenden, als eine Art *säkularisierter Apokalypse* mißverstanden. Das kann und will sie nicht sein. Das ergibt sich schon aus der Tatsache, daß sie nur bedingt formuliert wird: *Wenn wir so weitermachen wie bisher, dann passiert das und das.* Ob die Bedingungen erfüllt werden oder nicht, kann und will die Analyse nicht sagen. Wenn ihre Projektion Prophezeiung wäre, dann nur eine «negative», d.h. eine solche, die sich selbst aufheben möchte, indem sie uns veranlaßt, jene Maßnahmen zu ergreifen, die deren Eintreten gerade verhindern.

Die eigentliche Absicht des Modells zielt aber auf etwas anderes. Das Modell will das *Verhalten* des Weltsystems simulieren. Die Jahreszahlen auf der horizontalen Achse der Grafiken sind nebensächlich. Sie sagen nur, daß wir wegen des besonderen Verhaltens des Systems nicht mehr viel Zeit für korrigierende Eingriffe haben. Das dynamische Verhalten eines Systems wird qualitativ (d.h. im allgemeinen) richtig dann erfaßt, wenn die Struktur des Modells stimmt, d.h. wenn die Beziehungen zwischen den verschiedenen Variablen richtig erfaßt sind. Quantitativ exakte Daten sind zwar wünschenswert, aber nicht entscheidend. Deswegen ist die Brauchbarkeit des Modells noch nicht in Frage gestellt, wenn man nachweist, daß die Datenbasis unsicher und schmal ist. Die Kritik der MIT-Analyse müßte sich primär auf die Struktur des Modells beziehen. Das aber tat sie zu wenig. Zum Teil mag das daran gelegen haben, daß die detaillierten Unterlagen der Analysen erst mit zwei Jahren Verspätung veröffentlicht wurden.⁵

Kritisiertes Modell

«Das MIT-Modell ist viel zu simpel, um auch nur ungefähr das Verhalten unserer so verzwickten und vielschichtigen Welt nachzuahmen». Vereinfachung der Wirklichkeit ist geradezu die Essenz des Modellbauens, genauso wie die Reduktion auf das Wesentliche das Wesen des Denkens ausmacht. Anders ist der Realität nicht beizukommen. Die Frage kann nur lauten, ob richtig vereinfacht wurde. Die Kritiker verneinen das vehement. Sie finden, daß die sog. Aggregation im Modell sträflich weit getrieben wurde und daher zu falschen (lies pessimistischen, apokalyptischen) Folgerungen führen mußte. Unter Aggregation versteht man die Zusammenfassung verschiedenster Dinge unter einem einzigen Hut. So gibt es im Weltmodell nur *die Weltbevölkerung, den Rohstoffvorrat, die Umweltverschmutzung*, als ob es keine reichen und armen Völker gäbe, keine knappen und reichlich vorhandenen Rohstoffe, als könnte man die Radioaktivität in der Luft und in der Nahrung

³ Science 183, 502 (8. 2. 74), 183, 644 (15. 2. 74).

⁴ Science 182, 443 (2. 11. 73), 184, 307 (19. 4. 74).

⁵ The dynamics of growth in a finite world (technical report), Wright Allen Press, Cambridge, Mass., 1974.

zusammenzählen mit Plastiktüten auf der Müllhalde. Das ist richtig. Falsch dagegen ist der Schluß, den ein eiliger Leser zu ziehen geneigt ist und den ihm die Kritiker auch nahelegen möchten, nämlich daß die Resultate nicht so alarmierend wären, würde man das Modell gehörig «desaggregieren» (wodurch es viel komplizierter und schließlich sogar für den größten Computer unverdaulich würde). Ich fürchte das genaue Gegenteil:

Die logische Folge der Aggregation «Rohstoff» ist nämlich die totale Ersetzbarkeit des einen Rohstoffs durch einen beliebigen anderen, weil eben alles nur Rohstoff ist. Der Computer tut so, als könne man einfach mit Eisen feuern, wenn das Erdöl ausgehe, oder als ob man Pipeline-Rohre aus Kohle fertigen könne, wenn das Eisen knapp werden sollte. Der so oft gehörte Vorwurf, das Rohstoff-Untersystem berücksichtige keinerlei Substitution, ist geradezu grotesk. Das Modell treibt implizit Substitution in einem Maße, das technisch vollkommen unmöglich ist. Durch diese extreme Aggregation wird das Rohstoffproblem nicht verschärft, sondern im Gegenteil verharmlost.

Oder: Ein Teil der Steigerung der Nahrungsmittelproduktion geht auf die Verdoppelung der Ackerfläche zurück. Der Computer aggregiert die verschiedensten Böden zu dem potentiellen Ackerland. Er berücksichtigt nicht, daß das bessere Ackerland schon längst unter Pflug ist und die vorhandenen Reserven sehr ungleich verteilt sind: geringe Landreserven in Asien und Europa, relativ große in Südamerika und Afrika. Der Computer tut so, als könnten die Inder einen Teil des benötigten Getreides für sich in Brasilien anbauen. Wiederum wird durch die hohe Aggregation. «potentielles Ackerland» die tatsächliche Lage nicht etwa verschärft, sondern im Gegenteil verharmlost.

Das Computermodell ist aber laut Kritik noch aus einem anderen Grund viel zu simpel: es fehlen entscheidende Entwicklungsfaktoren.

«Psychologische und gesellschaftspolitische Faktoren werden von den MIT-Technokraten souverän ignoriert.» Derartige Faktoren werden in der Tat nicht oder nur indirekt berücksichtigt, insofern sie in die Bedingungen eingehen, unter denen das Modell läuft: Wenn unsere Haltungen und Wünsche das bleiben, was sie seit langem sind, wenn keine verheerenden Kriege und sozialen Revolutionen ausbrechen, dann passiert das und das. Trotz der schwer überwindbaren Schwierigkeit, soziale und psychologische Faktoren zu quantifizieren, gibt es Ansätze zur Einbeziehung solcher Faktoren, nämlich im Untersystem der Bevölkerung, wo es die Variable «gewünschte Kinderzahl» gibt, abhängig vom jeweilig erreichten materiellen Wohlstand. «Der Preis als steuernder Faktor, der doch Verknappung sehr genau anzeigt und Substituierungsprozesse einleitet, bevor es zur Krise kommt, fehlt vollständig.» Wird der Preismechanismus da nicht überschätzt, wenigstens was die Rohstoffe betrifft? Der Preismechanismus funktioniert, wenn die Rohstofflager ausschließlich Privateigentum sind, wenn der Staat die Eigentümer nicht zum Abbau zwingen kann zum Zwecke der Devisen- oder Arbeitsbeschaffung, wenn der Eigentümer derart kapitalkräftig ist, daß er schon investiertes Kapital brach liegen lassen kann in Erwartung goldener Zeiten der Knappheit, und wenn die freie Marktwirtschaft wirklich funktioniert. Alle diese Bedingungen sind je länger je weniger erfüllt, solange die Lagerstätten überwiegend von internationalen Privatfirmen ausgebeutet wurden, sind die Rohstoffpreise ausnahmslos mit schönster Regelmäßigkeit gesunken.⁶ Rohstoffe wurden im Überfluß bereitgestellt. Nun ziehen die Rohstoffpreise an (Rohöl, Phosphat, bald auch Bauxit), aber nicht, weil sie 1974 plötzlich knapper wären als 1972, sondern weil diese Rohstoffe im Jahre 2000 höchst wahrscheinlich knapp sein

⁶ Bernett und Morse: The economics of natural resource availability, Baltimore 1963.

werden, die Rohstoffländer die Preise jetzt schon in Antizipation jenes künftigen Zustandes in die Höhe zwingen, weil sie im anderen Fall, dem Spiel der Marktkräfte überlassen, viel zu spät anzögen und sie als die Geprellten aus dem Spiel hervoringen.

Im übrigen spielt im Weltmodell der Preis indirekt eine Rolle. Der Zusammenbruch im Standardlauf wird nämlich dadurch eingeleitet, daß die Industrie immer mehr Mittel aufwenden muß, um sich mit Rohstoffen zu versorgen, so daß schließlich der Punkt erreicht wird, wo die Mittel nicht einmal für Ersatzinvestitionen reichen. Damit beginnt der Kollaps des Industriesystems, der die Landwirtschaft mitreißt und schließlich Dienstleistungssektor und Bevölkerung ergreift.

«Die Technik wird es schaffen»

Der häufigste Einwand entspringt dem optimistischen Vertrauen auf die Macht der Technik:

«Statt eines kontinuierlichen Prozesses der technologischen Innovation gibt es im MIT-Modell nur einen einmaligen Schritt technologischer Verbesserungen. Kein Wunder, daß uns die Probleme davonlaufen.»

Die Technik wird es also schaffen. Sie tat es in der Vergangenheit trotz aller damaligen Zweifel, sie wird es in der Zukunft tun. Eine simple Extrapolation des Bisherigen in die Zukunft, an der allerdings eine wachsende Zahl der Ingenieure zu zweifeln beginnt! Die Kurve des technischen Fortschritts scheint nämlich nicht länger exponentiell zu verlaufen, sondern (quasi-)logistisch zu werden. Anzeichen sprechen dafür, daß wir uns bereits auf dem oberen, allmählich flacher werdenden Teil der S-Kurve befinden: um ein neues System zu bauen (z.B. Concorde, Brutreaktor) sind immer längere Entwicklungszeiten und immer höherer Kapitalaufwand notwendig, und zwar regelmäßig das Zwei- und Dreifache dessen, was man zu Beginn solcher Unternehmen schätzte. Bestehende Systeme (z.B. Benzinmotor oder Dampfturbine) lassen sich selbst mit großem Aufwand nur noch wenig verbessern und scheinen durch nichts Besseres ersetzt werden zu können. Ein bestimmtes Problem (z.B. Abwasserreinigung oder Fernheizung) läßt sich nicht auf unendlich viele verschiedene Weisen lösen. Eines Tages sind die wenigen, wirtschaftlich möglichen Lösungen gefunden und zur Perfektion gebracht. Die Zahl der grundlegend neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse und damit die Zahl der daraus ableitbaren neuen Anwendungen für einen bestimmten Aufgabenbereich sind durchaus endlich, auch wenn die Menge des bedruckten Papiers das Gegenteil suggeriert.

Im übrigen berücksichtigt die MIT-Analyse den technischen Fortschritt, allerdings nicht in kontinuierlicher Weise, sondern aus Gründen der leichteren Durchführbarkeit der Analyse in einem einzigen Schritt. Dieser Entwicklungssprung umfaßt folgendes:

- ▷ Energie soll unbeschränkt und billig zur Verfügung stehen.
- ▷ Die Lebensdauer der Rohstofflager wird durch Fortschritte in der Prospektion und im Bergbau auf 500 Jahre verlängert.
- ▷ 75% der Rohstoffe eines jeden Gebrauchsgegenstandes stammen aus Altmaterial (gemessen am Stand von 1970; Recycling).
- ▷ Die Schadstoffe, die bei Produktion, Gebrauch und Verbrauch eines Produktes entstehen, werden auf 25% gesenkt (bezogen auf 1970).
- ▷ Ab 1975 wird die landwirtschaftliche Produktivität (Ertrag pro ha) schlagartig verdoppelt, worauf sie, kontinuierlich weiterwachsend, sich nochmals verdoppelt. Dadurch wird (zusammen mit einer starken Erweiterung der Anbaufläche) im Höhepunkt des dritten Probelaufes vor dem Kollaps eine landwirtschaftliche Gesamtproduktion erreicht, die etwa 6,5mal höher liegt als 1970 (vgl. Fig. 40 in «Grenzen d. W.»).
- ▷ Schließlich wird ab 1975 die perfekte Geburtenkontrolle eingeführt, so daß nur noch Wunsch Kinder zur Welt kommen.

Das alles läßt sich natürlich auf dem Computer leicht simulieren. In der Wirklichkeit sieht das alles ganz anders aus.

Modell und Wirklichkeit

Energie wird nie mehr billig sein. Die notwendig werdenden neuen Energiesysteme werden ein enormes Geld kosten. Energie wird auch nie unbeschränkt zur Verfügung stehen, selbst dann nicht, wenn Fusionsreaktoren in beliebiger Zahl eingesetzt werden könnten. Dem Energieverbrauch ist durch die Wärmebelastung der Erde eine unübersteigbare Schranke gesetzt. *Alle* Energie (nicht nur die Abwärme im Kühlturm) verwandelt sich meist in kurzer Zeit in nicht nutzbare Wärme, die von der Erde zusätzlich und damit auf einem etwas erhöhten Temperaturniveau abgestrahlt werden muß. Nun liegt die energetische Größenordnung jener Faktoren, die weiträumige Klimaschwankungen bedingen (wie z.B. die andauernde Trockenheit im Sahel), wahrscheinlich bei etwa 200–300 TW (Terawatt = 1 Billion Watt), also bei nur einigen Promillen der Sonnenstrahlung! Die technisch erzeugten Energieumsätze betragen zur Zeit nur etwa 8 TW (2 kW pro Kopf der Weltbevölkerung im Schnitt, aber 5 kW in Westeuropa und 10 kW in den USA). Wächst der Primärenergieverbrauch der Welt mit jährlich 5%, so wäre in etwa 70 Jahren die Grenze von 200–300 TW erreicht, die nicht ungestraft überschritten werden kann. Diese enorme Leistung könnte eine Menschheit, die etwa 12 Mia zählt und dem Ideal der Gerechtigkeit und Gleichheit ein wesentliches Stück näher gekommen wäre, mühelos verwenden, ohne daß etwas übrigbliebe für pleasure boats, dune buggies oder snow mobiles.⁷

Ob ein *Recyclingsgrad* von 75% realisierbar ist oder nicht, hängt primär gar nicht von unerhörten Fortschritten der Wiederverwendungstechnik ab, sondern von der simplen Tatsache, ob Altmaterial vorhanden ist oder nicht. Der *Recyclingsgrad* von Kupfer z.B. liegt in den USA ziemlich hoch, bei etwa 20%. Das ist nur deswegen möglich, weil es in den USA etwa 40 Mio t Kupfer im Gebrauch gibt. Andererseits ist dieser Wiederverwendungsgrad doch wieder niedrig, weil in den USA die Elektrifizierung weiterhin stürmisch wächst und immer noch mehr primäres Kupfer verbraucht wird. Ein *Recyclingsgrad* von 50 oder gar 75% ist nur möglich in hoch industrialisierten und praktisch stationär gewordenen Wirtschaften, Recyclingstechnik hin oder her. Der größte Teil der Welt ist aber arm und hat nicht viel zum «recycle». Wollte man der ganzen Welt einen Gebrauchspool von Kupfer zur Verfügung stellen, wie ihn die USA besitzt, so wären 720 Mio t Kupfer nötig, das 2,4fache der gesamten sicheren und wahrscheinlichen Reserve der Welt.

Ähnliche Schwierigkeiten türmen sich auf, wenn man die spezifische *Schadstoffproduktion* auf 25% senken will. Totaler Umweltschutz kostet Rohstoff und Energie, deren Verbrauch gerade nicht mehr gesteigert werden sollte. Da hilft letztlich nur ein radikaler Umweltschutz, der an die Wurzel des Übels geht und die Schadstoffe überhaupt nicht erst erzeugt, indem die eigentlichen Umweltverschmutzer statt noch mehr eben weniger konsumieren und damit auch weniger produzieren. Selbst dann gibt es genug technische und wirtschaftliche Probleme. Die Amerikaner werden ihr ehrgeiziges Projekt, den Gehalt der Autoabgase an schädlichen Komponenten bis 1976 auf 10% des Niveaus von 1970 zu senken, nicht erreichen können, trotz angeblichem Aufwand von 1 Mia Dollar durch GM allein. Jede weitere Halbierung der spezifischen Schadstoffproduktion (z.B. von 25% auf 12,5%) pflügt ein Mehrfaches der vorausgehenden (z.B. von 50 auf 25%) zu kosten. Und wenn das wirtschaftliche Wachstum weiterläuft (um den Umweltschutz zu finanzieren!), ist eine Reduktion der spezifischen Schadstoffproduktion auf 25% nach zwei Verdopplungen der wirtschaftlichen Produktion und des Verbrauchs wieder zunichte gemacht. Die Umweltverschmutzung, absolut gesehen, hat wieder die ursprüngliche Höhe erreicht. Ein Vorgang, den man z.B. für den sauberer gewordenen Zürichsee in den achtziger Jahren erwartet.

Eine Vervierfachung der gegenwärtigen *landwirtschaftlichen Produktion* pro ha in den Tropen auf die Dauer und im Durchschnitt hängt unter anderem von einem hohen Energieeinsatz

⁷ Meyer-Abich in der «Umschau» 72, 645 (15. 10. 72).

Bildungshaus Bad Schönbrunn

Studientagung

13.–15. September 1974

Grenzen des Wachstums – unsere Verantwortung

Leiter: DR. PAUL ERBRICH SJ
Mitarbeiter der «Orientierung»

Beginn: Freitag 13. September um 19.00 Uhr
Schluss: Sonntag 15. September um 14.30 Uhr

Anmeldungen an die Direktion von Bad Schönbrunn
6311 Edlibach (Telefon 042-52 16 44)

ab (siehe oben). Die Beschaffung dieser Energiemengen ist schon rein technisch ein Problem, geschweige denn wirtschaftlich. Die grüne Revolution droht nicht zuletzt an diesem stark erhöhten Energiebedarf der Landwirtschaft zu scheitern, selbst wenn die Bewältigung eines anderen Hindernisses, der Landreform, rechtzeitig gelingt.

Die Ablehnung der Konsequenzen

Das ganze Maßnahmenpaket dieses einmaligen «Sprunges nach vorn» ist ausgesprochen optimistisch. Trotzdem läßt sich der Zusammenbruch nur etwas hinausschieben, nicht aber verhindern. Daher die Forderung, das wirtschaftliche Wachstum bald zum Stillstand zu bringen. Das aber scheint schlechterdings unvorstellbar, unrealistisch und unzumutbar. Daher die Heftigkeit der Kritik, die Emotionen, die Polemik in der Abwehr der MIT-Analyse.

Und in der Tat, wie will man die enormen Unterschiede zwischen Arm und Reich, zwischen Ausgebeuteten und Ausbeutern überwinden, wenn der zu verteilende Kuchen nicht mehr wächst? Es bliebe ja nur noch die Umverteilung des Reichtums zwischen und innerhalb der Nationen. Und das kam bisher nur unter Druck, durch Macht oder Gewalt zustande.

Man würde erwarten, daß die linken Intellektuellen, die sich doch als die Anwälte der Unterdrückten fühlen, die MIT-Analyse als willkommene Stütze ihrer Umverteilungsforderungen begrüßen würden. Ganz im Gegenteil! Sie haben auf das heftigste gegen die Analyse polemisiert: aufgewärmter Malthusianismus, der statt sexueller Enthaltensamkeit nun Konsumverzicht von den Habenichtsen verlange; reaktionärer Versuch, die herrschenden Ungleichheiten zu zementieren. Wie sollen sich die Entwicklungsländer oder die benachteiligten Schichten der Industrienationen aus ihrer Lage befreien ohne Wirtschaftswachstum?

Sie übersehen, daß die MIT-Analyse durchaus ein gewisses Wachstumspotential der Welt kennt. Im Modell I für eine stabile Welt wächst das Industriekapital noch bis 1985 (Fig. 46). Selbstverständlich muß dieses noch vorhandene Wachstumspotential jenen zugute kommen, die sich noch immer an der Subsistenzgrenze bewegen, nicht aber jenen, die sich den Kopf zerbrechen, wo sie ihre Zweitwohnung bauen wollen. Zudem zeigt eine einfache Rechnung, daß der Graben zwischen Arm und Reich sich nur dann innert nützlicher Frist (in etwa zwei Generationen) schließt, wenn die reichen Nationen zu wachsen aufhören. Andernfalls müßten die Entwicklungsländer etwa doppelt so schnell wie die Industrienationen wachsen, was wohl niemand für möglich hält. Die dabei entstehende

globale Produktion und Belastung erreichte rasch ein Vielfaches der heutigen und schösse über alle physischen Grenzen hinaus, selbst wenn das Bevölkerungswachstum drastisch zurückginge und die Grenzen viel optimistischer eingeschätzt würden als es die MIT-Analyse tut.

Fast alles, was die MIT-Analyse formulierte, ist schon früher ohne Hilfe der Computer gesagt worden. Aber erst den MIT-Leuten ist es gelungen, die Öffentlichkeit zu veranlassen, das Problem des Wachstums aus einer globalen Sicht zur Kenntnis zu nehmen. Nicht gelungen ist ihnen dagegen, eine genügende Einigkeit in der Diagnose der Entwicklungsrichtung unserer Welt und in der allgemeinen Richtung der Therapie zu erzielen, nämlich nicht nur das Wachstum der Bevölkerung zu bremsen (worin weitgehende Einigkeit herrscht), sondern auch das der Wirtschaft, zuerst in den Industrieländern, später dann auch in den Entwicklungsländern (worin auch weitgehende Einigkeit herrscht, nämlich in der Ablehnung).

Betrachtet man die *Gesamtheit* der physischen Tatsachen (Rohstoffe, Landwirtschaft und nicht nur den Umweltschutz), dann drängen sich folgende Konsequenzen auf:

- ▶ das noch vorhandene wirtschaftliche Entwicklungspotential der Erde muß den Entwicklungsländern reserviert bleiben.
- ▶ wie die Entwicklungsländer dringend auf eine Reduktion des Bevölkerungswachstums hinarbeiten müssen, so die Industrienationen auf eine Reduktion des Wirtschaftswachstums, soweit es Rohstoffe und Energie verbraucht und Schadstoffe erzeugt.
- ▶ Wir dürfen nicht warten, bis wir *Gewißheit* über die Lage der physischen Grenzen haben. Wahrscheinlichkeit darüber muß zum Handeln genügen; denn Gewißheit werden wir nie haben, es sei denn zu spät.

Wir sollten uns hüten, eine Diagnose deswegen in Zweifel zu ziehen, weil die sich aufdrängende Therapie uns unzumutbar erscheint. Und ein hinreichender Consensus über die Diagnose ist die erste Voraussetzung, einen hinreichenden Consensus über die Therapie zu finden. Mag sein, daß die alle Maßnahmen überrollende Inflation und der wachsende Druck der Entwicklungsländer uns dabei helfen, wenn auch gewiß nicht auf angenehmste Weise.

Paul Erbrich, Feldkirch

Keine Zeit mehr für «Versöhnung» in Rhodesien

Das Ergebnis der Parlamentswahlen vom 30. Juli 1974 in Rhodesien war abzusehen: Wie schon 1965 und 1970 gewann die Partei von Premierminister Ian Smith alle 50 «weißen» Sitze des Parlaments. Die Afrikaner wurden wie bisher auf die verbleibenden 16 Sitze verwiesen. «Eine bittere, aber nicht unerwartete Pille», kommentierte die Organisation für afrikanische Einheit (OAU) in Addis Abeba.

Nach dem Wahlsieg der «Rhodesian Front»

Ohnmächtig mußten die afrikanischen Staaten und die schwarze Bevölkerung Rhodesiens (5,7 Millionen gegenüber 250 000 Weißen) zusehen, wie sich die mit rigorosen Notstandsbestimmungen und für die Afrikaner diskriminierenden Wahlgesetzen agierende «Rhodesian Front» behauptete. Nur rund 80 000 Europäer und 9000 durch Besitz und Bildung «qualifizierte» Afrikaner waren zu den Wahlen zugelassen worden. Hatte nicht Ian Smith 1969 gesagt: «Die neue Verfassung läutet die Totenglocke für die Hoffnung auf eine afrikanische Mehrheitsregierung ein»? Diese Verfassung und der Land Tenure Act (Gesetz über Landbesitz) sind seither in Kraft. Das Land wurde in «schwarze» und «weiße» Hälften aufgeteilt. Ian Smith und seine Parteifreunde wußten keinen

Glauben heute

Theologische Kurse für Laien (TKL)

4 Jahre (8 Semester) systematische Einführung in die Hauptgebiete der Theologie für Damen und Herren mit Matura, Lehr- und Kindergärtnerinnenpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich und Luzern sowie Fernkurs.

Beginn des neuen 4-Jahres-Kurses im Oktober 1974.

Anmeldeschluß: 15. September 1974.

Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen:

Sekretariat TKL, Postfach 280, Neptunstraße 38, 8032 Zürich
Telephon 01 / 47 96 86

anderen Weg, den Weißen in ihrem Sicherheits- und Wohlstandsdenken entgegnen zu können.

Die offiziell verfochtene Politik der «deliberate integration», der gemäßigten Integration der Schwarzen in die weiße Gesellschaft, wurde zur Phrase. In vielen Bereichen unterscheidet sich diese Politik, basierend auf der heute gültigen Gesetzgebung und verstärkt durch rassische Diskriminierung im Alltag, kaum mehr von der südafrikanischen «Apartheid». Sie ist die Politik der «getrennten Entwicklung» der Rassen.

Und nun zu den letzten Wahlen der Minister für Ländereien und Bodenschätze, *Mark H. Partridge*: «Wir Rhodesier haben noch nie akzeptiert, daß eine Regierung eine Mehrheit repräsentieren muß, um als moralisch zu gelten.» Daß nur knapp mehr als ein Prozent der Bevölkerung im Wahlalter der «Rhodesian Front» ihre Stimme gegeben haben, genügt offenbar dem Anspruch des Ministers ebenso. Premierminister Smith hatte noch vor der Wahl am 30. Juli verlauten lassen, jede Stimme, die der «Rhodesian Front» verweigert werde, sei eine Freude für die Organisation afrikanischer Staaten und die Kommunisten. So einfach ist das!

Musorewas Friedenspolitik — wie lange noch?

Der Wahlboykott durch den «Afrikanischen Nationalrat» (ANC) unter dem schwarzen Methodisten-Bischof *Abel Musorewa* hat indessen nichts mit einer kommunistischen Bedrohung zu tun. Der ANC hatte sich nach langen Jahren des Verbotes 1971 neu formiert und sich durch die gemäßigte Politik Musorewas bis heute behaupten können. Das Ziel war 1971, gegen die britisch-rhodesischen Vorschläge für ein Übereinkommen Widerstand zu leisten. Als die Afrikaner das dünne Angebot zur Änderung der Verfassung von 1969 vor zwei Jahren mehrheitlich ablehnten und Großbritannien die einseitige Unabhängigkeitserklärung Rhodesiens von 1965 nicht sanktionierte, wurde Musorewa mit seinem Verband Staatsfeind Nummer Eins im Inneren. Heute will der ANC auf friedlichem Wege eine afrikanische Mehrheitsregierung erreichen. Immer wieder wehrt er sich gegen den Vorwurf, er beteilige sich an bewaffneten Übergriffen schwarzer Nationalisten und die Politik der Versöhnung sei nur ein Alibi, das Gesicht zu wahren.

Indessen zeitigten monatelange Geheimverhandlungen zwischen Ian Smith und Bischof Musorewa nichts anderes, als daß der Premierminister den Afrikanern acht weitere Sitze im Parlament anbot. Am 5. Juni lehnte das Zentralkomitee des Verbandes diese Offerte als völlig unbefriedigend ab. Wie lange sich Musorewa angesichts der wachsenden Frustration der Afrikaner über ihre nicht erlangten Rechte wird behaupten können, bleibt abzuwarten. Mit seiner Rede vor dem ANCKongreß am 3. März in Salisbury hatte sich der Bischof noch einmal der überwältigenden Mehrheit der Delegierten ver-

sichern können. Der damalige Ausspruch: «Es gibt hier Feinde der Freiheit, die die Uhren der Freiheit zehn Jahre zurückdrehen wollen», kann leicht zu einem Bumerang für ihn persönlich werden. Würde sich Musorewa aus dem Rat zurückziehen müssen oder ihn auflösen, wäre die Stunde der radikalen Nationalisten gekommen. Die große Mehrheit der Afrikaner in Rhodesien, die bisher Musorewa gefolgt ist, würde das Signal der Befreiungsbewegung aus dem benachbarten Moçambique aufnehmen. Der «Kampf für ein freies Zimbabwe» (der schwarze Name Rhodesiens unter Berufung auf eine sagenumwobene Fundstätte afrikanischer Kultur) würde nur mehr mit Waffengewalt ausgetragen werden.

Freiheitskämpfer und Söldner

Schon gehören drei Bezirke im nordöstlichen Grenzgebiet gegenüber von Sambia und Moçambique zur «restricted area», zum Einfluß-Bereich der afrikanischen Freiheitskämpfer und zum Operationsgebiet starker Armee-Verbände. Immer häufiger sieht man dort das Auto-Kennzeichen SAP (South African Police). Ob die Bewaffneten wirklich nur Polizisten oder reguläre Truppen aus der Republik Südafrika sind – der «große Bruder» Rhodesiens setzt alles daran, den Guerilla-Krieg von den eigenen Grenzen fernzuhalten. Von Moçambique her bleibt die Unterstützung durch die portugiesische Kolonialarmee aus, seit den afrikanischen Übersee-Provinzen von Lissabon die baldige Unabhängigkeit zugesagt worden ist. Auch in diesem Fall soll sich Rhodesien noch einmal als «Vorposten des weißen Afrika» bewähren. Der portugiesische Unternehmer und Verleger *Jorge Jardim*, ehemals einflußreicher Mann in Moçambique und Vertrauter des verstorbenen Diktators Salazar, plant, in Rhodesien und Malawi für gutes Geld schwarze Söldner anzuheuern. Sie sollen Moçambique dem Einfluß der Weißen erhalten. Längst hat Portugal Mühe die eigenen Truppen davon abzuhalten, in diesem aussichtslosen Krieg sofort die Waffen niederzulegen. Man will den einigermaßen geordneten Übergang zu einer Verwaltung unter afrikanischer Leitung sicherstellen; das weiße Rhodesien muß selbst sehen, wo es bleibt.

200 Kilometer von der rhodesischen Hauptstadt Salisbury entfernt herrschen die Freiheitskämpfer. Landminen-Explosionen, Überfälle auf weiße Farmen, auf Schulen und Krankenhäuser sind an der Tagesordnung. Seitdem sich die Überfälle im Dezember 1972 erheblich verstärkten, als die britisch-rhodesischen Vereinbarungen als gescheitert zu betrachten waren, hat sich die Taktik der Untergrundkämpfer geändert. Ihnen geht es jetzt nicht nur darum, Polizei und Armee zu attackieren, sondern die Infrastruktur des Landes zu zerstören. Minen fragen nicht, ob Europäer oder Afrikaner eine Straße passieren wollen. Eine angegriffene Schule, ein Geschäft oder Hospital wird vielfach geschlossen. Die Wege werden unbefahrbar; Lehrer, Pflege-Personal und Distriktbeamte ziehen sich aus dem gefährdeten Gebiet zurück.

Noch will Ian Smith nicht zur Kenntnis nehmen, daß die Guerilla-Tätigkeit nicht nur von Sambia und Moçambique aus in das Land getragen wurde. Längst ist die Guerilla im Nordosten zuhause, finden die Freiheitskämpfer Unterschlupf bei den Eingeborenen. In ihr «Stammesgebiet» verwiesen, spüren sie die rassistische Diskriminierung auf andere Weise als die unterbezahlten Arbeiter in der Stadt, aber deshalb ebenso schmerzlich. Ihr «Hunger nach Land und Brot» treibt sie in den Widerstand gegen die weiße Minderheitsregierung. Die Präsenz der Guerillas zwingt sie zudem, zu zeigen, auf wessen Seite sie stehen. Da man nicht weiß, was nach ihnen kommt, schlagen sich die Eingeborenen trotz der Pressionen der Regierung auf die Seite der Untergrundkämpfer. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß der Konflikt nicht regional begrenzt bleibt, sondern sich auf das Landesinnere ausweiten wird.

Eine Botschaft der rhodesischen Bischöfe

In dieser Situation von «Versöhnung» zu sprechen, ist fast unwirklich; es erfordert Mut, der aus der Verzweiflung kommt. Neben Bischof Musorewa vom ANC ist die Konferenz der katholischen Bischöfe Rhodesiens der stärkste Mahner für ein friedliches Miteinander der Rassen. Der Episkopat nahm die Ankündigung des Hl. Jahres 1975 im Januar zum Anlaß, eine Botschaft über «Versöhnung in Rhodesien» zu verbreiten. Es heißt dort: «Wir können ehrlich dankbar sein, daß noch kein offener Rassenhaß in Rhodesien herrscht. Es gibt aber weit verbreitet gegenseitiges Mißtrauen und zunehmende Ungeduld. Deshalb soll man keine Zeit verlieren und die noch verbliebenen echten Reserven guten Willens, die eine Grundlage für Versöhnung bilden können, heranziehen.»

Im einzelnen kritisieren die Bischöfe die Diskriminierung der Afrikaner aufgrund der Rasse, die Ungleichheit der Chancen, die ungebührliche Vertretung der Afrikaner im Parlament, die Reservierung von Arbeitsplätzen für Europäer und die ungerechte Landverteilung. Es sei eine «Forderung elementarer Gerechtigkeit», diese Mißstände zu beseitigen. Die Kritik der Regierung an dem Brief richtete sich vor allem gegen den folgenden Passus:

«Der vor kurzem gemachte Vorschlag des Ministeriums für Einwanderung und Fremdenverkehr, Tausende von neuen Einwanderern nach Rhodesien zu locken, ist ein bemerkenswertes Beispiel von Gefühllosigkeit für das Empfinden der afrikanischen Bevölkerung, die darüber zutiefst empört ist. Sie ist hier geboren und nimmt für sich das erste Recht auf Entwicklung in Anspruch. Sie fürchtet auch, daß ihre Möglichkeiten der Berufsausbildung dadurch noch mehr eingeschränkt werden. Wird ein solches Vorgehen nicht denen in die Hände spielen, die Gewalt befürworten?»

Die Regierung Smith legte schärfsten Protest gegen den Tenor des Briefes ein und entgegnete, die Siedler-Kampagne 1974 zielt nur auf qualifizierte Arbeitskräfte aus Europa, die den Afri-

Kantonale katechetische Arbeitsstelle Zürich

Im Auftrag des Generalvikars für den Kanton Zürich *sucht* die Zürcher kant. katechetische Kommission eine(n)

vollamtliche(n) Leiter(in)

für den Aufbau und die Führung der neu geschaffenen kantonalen katechetischen Arbeitsstelle Zürich.

Der (die) Leiter(in) muß über eine der speziellen Aufgabe entsprechende theologische Ausbildung, vor allem aber über solide Kenntnisse in Religionspädagogik sowie katechetischer Methodik und Praxis verfügen.

Er (sie) soll kontaktfreudig sein, eigene Initiative entfalten und im Team arbeiten können.

Geboten werden eine zeitgemäße, von der Römisch-katholischen Zentralkommission des Kantons Zürich garantierte Besoldung mit den üblichen Sozialleistungen inkl. Pensionskasse, eigenes Büro in der Stadt Zürich und ein weitgehend selbständiges, interessantes Arbeitsfeld.

Anmeldungen mit den üblichen Referenzen sind erbeten bis 15. September 1974 an den Präsidenten der Zürcher kantonalen katechetischen Kommission: Pfarrer A. Camenzind, Limmattalstraße 146, 8049 Zürich.

kanern keine Arbeitsplätze wegnehmen, sondern vielmehr welche schaffen würden.

Die meisten Kirchen, Bischof Musorewa eingeschlossen, unterstützten die katholischen Bischöfe gegen die Angriffe. Der Erfolg der Siedler-Kampagne blieb bis heute aus. Rhodesien nimmt jeden Weißen auf, der glaubt, was man ihm verspricht.

Erlahmender kirchlicher Widerstand?

Wer die Proteste von seiten der Kirchen seit dem (ersten) Hirtenbrief Bischof Lamonts von Umtali (1959) und den sich verstärkenden Widerstand in den Hirtenschreiben der Bischofskonferenz seit 1965 überblickt, mag zunächst von der Haltung der katholischen Kirche angetan sein. Man ist bis heute dem Grundsatz «Wenn du den Frieden willst, setze dich für die Gerechtigkeit ein», treu geblieben. Doch sind auch die rund 34 000 weißen Katholiken (neben 471 000 afrikanischen), für die der Episkopat sprechen zu können glaubt, in den Sog des Rassenkonflikts geraten. Viele von ihnen sehen in der Machtübernahme der Schwarzen ein Schreckgespenst, das ihre Existenz und Sicherheit bedroht. Ob sich die Soziallehre der Kirche auf die Afrikaner selbst mäßigend auswirkt, ist fraglich. Sie sind von der rassistischen Unterdrückung ebenso betroffen wie ihre nichtkatholischen Landsleute. Die religiöse Bindung und Verpflichtung tritt vor der Sorge um die nackte Existenz in den Hintergrund. So findet die Versöhnungsbotschaft der Amtskirche nur wenig mehr Echo als die Anfeindung durch die «Rhodesian Front» und die noch weiter rechts stehenden Weißen.

Wer diese Polarisierung der gesellschaftlichen Gruppen sieht, dem wird verständlich, daß der Weltrat der Kirchen für diejenigen, die sich als Südafrikaner oder Rhodesier fühlen, ein rotes Tuch ist und daß die weißen Rhodesier die Ausweisung von Dr. Lukas Vischer aus Südafrika im Frühjahr gebührend gefeiert haben. Emissäre von Kirchen, die Befreiungsorganisationen durch humanitäre Hilfe direkt unterstützen, erscheinen diesen Weißen als Kommunisten, und die entsprechenden Hilfsorganisationen sind in ihren Augen vom Osten gesteuert. Noch gehen die Kirchen in diesen Ländern nicht so weit wie der Weltrat, doch der Konfrontation mit der strukturellen Gewalt, die von den weißen Minderheiten ausgeht, könne sie nicht ausweichen.

Verbale Appelle der Versöhnung werden deshalb auf die Dauer nicht genügen, um der Amtskirche ihre Glaubwürdigkeit zu erhalten. Erschwerend kommt hinzu, daß sich gerade die rhodesischen Kirchen in den letzten Jahren zu Kompromissen mit der Regierung haben verleiten lassen. Dies betrifft etwa die Frage gemischtrassischer Erziehung und die sozialen Einrichtungen. Mit einem Sechs-Prozent-Limit afrikanischer Kinder an «europäischen Schulen» gab man sich zufrieden. Die anfängliche Drohung der katholischen Kirche, alle «für das ganze Volk von Rhodesien» bestimmten sozialen Institutionen zu schließen, wenn die Regierung Smith weiter auf der rassistischen Trennung in ihnen bestehen würde, wurde zurückgenommen. Es scheint also nicht nur zu spät zu sein für die Versöhnung zwischen Schwarz und Weiß: auch die letzten einflußreichen Gruppen im Widerstand gegen den weißen Rassismus, der ANC und die katholische Kirche, drohen mit ihren Versöhnungsversuchen an inneren und äußeren Schwierigkeiten zu scheitern. *Ernst Schmied, München*

Buchbesprechung

Adolf Kolping, Fundamentaltheologie, Band II, Verlag Regensburg, Münster 1974, 783 Seiten.

Die vom Autor auf drei Bände veranschlagte Fundamentaltheologie hält sich an die traditionelle Dreiteilung der Glaubensbegründung. Im ersten Band (Münster 1967) wurden die religiösen Voraussetzungen des christlichen Glaubens behandelt (demonstratio religiosa). Im vorliegenden zweiten Band wird die konkret-geschichtliche Offenbarung Gottes dargestellt (demonstratio christiana). In einem kommenden dritten Band soll die Kirche als Offenbarungsgemeinde beschrieben werden (demonstratio catholica).

Zur Darstellung der konkret-geschichtlichen Offenbarung hat A. Kolping mit großer Sorgfalt ein äußerst umfangreiches Material über das Alte und Neue Testament zusammengetragen. Trotz des traditionellen Grundschemas kommt die kritische Exegese dabei voll zum Zug. So übernimmt der Autor in der Frage der Wunder das Urteil von R.F. Fuller und R. Pesch: «Obwohl die Tradition, daß Jesu Exorzismen und Heilungen (die ursprünglich vielleicht auch Exorzismen waren) gewirkt hat, sehr gut bezeugt ist, läßt sich keine einzige Wundergeschichte der Evangelien mit Sicherheit als authentisch nachweisen» (S. 451). Bezüglich des «Letzten Mahles» findet der Autor es sehr unwahrscheinlich, daß Jesus das gebrochene Brot als seinen Leib bezeichnet hat: «Die Besonderheit des «Brotbrechens» Jesu bestand in dem eschatologischen Ausblick und in dem Verständnis des Mahles als des antizipierenden Maschal der Tischgenossen im Reiche Gottes» (S. 619). – In den Evangelien spielt der Titel «Menschensohn» eine bedeutende Rolle. Er findet sich im ganzen zweidimensional, und zwar jedesmal im Munde Jesu, der ihn stets in der dritten Person gebraucht. Kolping vertritt dazu: «Es spricht sehr viel, wenn nicht alles dafür, daß die Menschensohn-Prädikation von Jesus nicht als Deutung seiner eigenen Persönlichkeit gebraucht wurde, ja, daß die Menschensohn-Vorstellung in der Predigt Jesu gar nicht vorkam» (S. 518).

Diese Beispiele zeigen, daß Kolping eher dem kritischeren Teil unter den heutigen Exegeten folgt. Für eine fundamentaltheologische Abhandlung dürfte dies sehr berechtigt sein, da eine Argumentation ja sehr ins Wanken geriete, wenn sie auf Voraussetzungen beruhen würde, die von einem beträchtlichen Teil ernsthafter Forscher bestritten werden. Wenn die Glaubensbegründung von Kolping so manche gläubige Leser eher verunsichern als beruhigen wird, dann ist dies nicht die Schuld des Autors, sondern die unausweichliche Folge einer Forscherarbeit, die durch das kritische moderne Bewußtsein unumgänglich geworden ist.

Die Gestalt Jesu, deren Bedeutung Kolping vor allem anhand der Predigt vom Anbruch der Gottesherrschaft aufzeigt, hätte auch unter solch schwierigen Voraussetzungen allerdings überzeugender hervortreten können, wenn der Autor die einzelnen Fragen nicht allzu isoliert behandelt hätte. Das Leben und die Verkündigung Jesu erweisen sich als eine einzige große Auseinandersetzung. Gerade in Auseinandersetzungen zeigt sich aber am besten, was tiefst in einem Menschen lebt. So gab es zwischen Jesus und seinen Gegnern nicht zufällige und bedeutungslose Streitereien. Diese Auseinandersetzung war vielmehr ein Prozeß intensivster, geistiger und affektiver Unterscheidung und damit Offenbarung dessen, was in Jesus gegenwärtig war. Entscheidend für diese Auseinandersetzung erwies sich unter anderem, daß Jesus – anders als seine Gegner – sich nicht zur Gewalt hinreißen ließ und damit eine Wirklichkeit offenbaren konnte, wie sie bei keinem anderen Religionsstifter zum Durchbruch kam (vgl. René Girard, Das Evangelium legt die Gewalt bloß, Orientierung 1974, S. 53 ff.). A. Kolping hat gerade diese entscheidende Seite in der Gestalt Jesu trotz seiner umfangreichen Arbeit kaum behandelt. Deshalb mag sein Ergebnis – obwohl er sich selbst immer wieder ausdrücklich dagegen verteidigt – auf manche Leser minimalistisch wirken. *Raymund Schwager*

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 (Orientierung), Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 (Orientierung)) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postcheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: Fr. 24.— / Ausland: sFr. 27.— / DM 24.— / öS 160.— / FF 40.— / Lit. 5800.— / US \$ 9.50

Halbjahresabonnement: Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / öS 85.—

Studenten-Abonnement: Schweiz Fr. 15.50 / Ausland: sFr. 17.— / DM 15.50 / öS 95.— / Lit. 3700.—

Gönnerabonnement: sFr./DM 32.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: sFr./DM 1.50 / öS 9.—